

## Glück ohne Geld?

### Eine kritische Bilanz zur Glücksforschung

Gerade in den wohlhabenden Gesellschaften ist die Ansicht verbreitet, dass (mehr) materieller Wohlstand nicht glücklicher macht. Die sich „post-materialistisch“ gebenden Kritiker können auch auf Ergebnisse der ökonomischen Glücksforschung verweisen. In einem berühmten Aufsatz hat der Amerikaner Richard Easterlin 1974 die These aufgestellt, dass der Zuwachs des Wohlstands, gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP), nicht zu mehr Lebenszufriedenheit führe. Die Menschen vergleichen zwar ihr Einkommen mit dem des Nachbarn oder Kollegen und wünschen sich mehr als dieser. Aber wenn die Gesellschaft insgesamt reicher wird, erklimmt sie kein höheres Niveau an Zufriedenheit. Einige radikale Glücksforscher wie Richard Layard meinen sogar, der Staat solle die Menschen durch hohe, progressiv steigende Steuern vom Wettbewerb um immer höhere relative Einkommenspositionen abhalten.

Es ist gut, dass nun auch vermehrt kritische Studien erscheinen, die Zweifel an der Aussagekraft des sogenannten Easterlin-Paradoxes begründen. Das vorliegende Buch mit dem Titel „Geld macht doch glücklich. Wo die ökonomische Glücksforschung irrt“ bietet einen gelungenen Überblick über viele empirische Glücksstudien und arbeitet einige zentrale Einwände gegen die Easterlin-These heraus. Die Autoren, Joachim Weimann und Andreas Knabe von der Universität Magdeburg und Ronnie Schöb von der FU Berlin, können auf einige eigene experimentelle Studien zurückgreifen, etwa zur Auswirkung von Arbeitslosigkeit auf die Lebenszufriedenheit. Im Hauptteil stützten sie sich jedoch auf den inzwischen kaum noch zu überblickenden Fundus an Glücksstudien und schaffen einen sehr hilfreichen Überblick.

Zunächst werden die nichtmateriellen Determinanten von Lebenszufriedenheit vorgestellt und bewertet. Gesundheit, Familie und Freunde sind die wichtigsten Faktoren. Der Verlust des Arbeitsplatzes versetzt den Betroffenen einen schweren Schlag, wobei die Lebenszufriedenheit stärker zurückgeht als die Einkommenseinbuße allein erklären könnte. All diese Ergebnisse der Forschung, die in leicht verständlicher Sprache und anschaulich vorgestellt werden, sind interessant, aber nicht sonderlich überraschend und spektakulär. Die eigentliche Herausforderung ist das Easterlin-Paradox. Falls es zuträfe, müsste die Politik radikal umsteuern und Wohlstand (gemessen am BIP) über ein bestimmtes Maß hinaus nicht mehr weiter als Ziel verfolgen.

Die Autoren haben mehrere Einwände zusammengetragen: Zum einen gibt es Bedenken hinsichtlich der Daten. Der „World Value Survey“, den Easterlin verwendete, ist doch nicht so repräsentativ wie erhofft, vielmehr gibt es Verzerrungen. Ein alternativer Daten-

satz, die regelmäßige globale Umfrage von Pew, zeigt ein klareres Muster, dass wohlhabende Gesellschaften eindeutig zufriedener sind und dass dieser Zusammenhang zwar bei immer größerem Wohlstand abflacht, aber nicht verschwindet.

Aber wie soll man den seltsamen Befund erklären, dass Befragte über die Jahrzehnte ihre Zufriedenheit auf einer Skala von 0 bis 10 trotz des steigenden



*J. Weimann,  
A. Knabe,  
R. Schöb: Geld  
macht doch  
glücklich.*

Schäffer-Pöschel  
Verlag, Stuttgart  
2012, 214 Seiten,  
29,95 Euro.

Wohlstandes nicht höher bewerten? In der Bundesrepublik hat sich etwa seit den frühen achtziger Jahren das reale Einkommen von 20 000 auf fast 34 000 Euro erhöht, doch die Zufriedenheit stagnierte auf der Skala bei 7. Für Weimann, Knabe und Schöb liegt hier eine methodische Fehlkonstruktion vor: Die in den Umfragen benutzte Skala von 0 bis 10 erscheint starr, aber ist sie es? Kann man die Antworten der Menschen zu verschiedenen Zeitpunkten wirklich vergleichen? Es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass sich der Referenzrahmen, speziell die Obergrenze, im Laufe der Jahre verschiebt.

Je mehr Wohlstand die Gesellschaft erreicht, desto mehr scheint den Menschen möglich. Eine durchschnittliche 7 in der Lebenszufriedenheit im Jahr 2012 ist also etwas anderes als eine 7 im Jahr 2000 oder 1970. Intertemporale Vergleiche sind also – ebenso wie interpersonale Vergleiche – mit Vorsicht zu genießen. Ein weiterer wichtiger Einwand, den Ruut Veenhoven und Michael Hagerthy gemacht habe: Das Easterlin-Paradox beruht auf Angaben zur Lebenszufriedenheit zu einem Zeitpunkt, es ignoriert aber die Dauer dieser Empfindung. Wenn die Menschen länger leben, genießen sie ihr relatives Glück länger. Auch fällt bei manchen pauschalen Aussagen der Glücksforschung unter den Tisch, dass das Glück viele Facetten hat und zwischen einer kognitiven und einem emotionalen, affektiven Glück unterschieden werden muss.

Das Buch schließt mit einem wissenschaftshistorischen Kapitel: Kann die neoklassische ökonomische Theorie dem Angriff der Glücksforscher standhalten? Die Autoren geben zwar zu, dass das alte Paradigma blinde Flecken hat und sich stärker der Psychologie öffnen muss. Dennoch glauben sie, dass auch die Glücksforschung zu angreifbar ist, um das alte Paradigma völlig aus den Angeln zu heben. PHILIP PLICKERT